

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72.

Freitag, 26. März

1926.

Schellbruch.

(12. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Sie gingen nicht aufs Rathaus, sondern zu Hans Witt. Es war Grünau schwer geworden, seinen Schwager zu besänftigen; er hatte sich aber keine Mühe verdrießen lassen, denn er verfolgte ein Ziel. Daß Schnabel der Täter sei, davon war der Polizeibeamte überzeugt. Aber wie ihm bekommen? . . . Schellbruch mußte endlich bekennen, was ihn mit seinem Gesellen verband; tat er es nicht, dann eröffneten sich Aussichten, die etwas Furchteinflößendes an sich hatten.

Vor der zertrümmerten Scheibe standen Erwachsene, die sich in Mutmaßungen ergingen. Wann war es vorgekommen, daß man einem Geschäftsmann die Ladenscheibe eingeworfen hatte? Soweit die Erinnerung reichte, noch niemals.

Hans Witt empfing seinen Schwiegervater freundlich, aber auch ernst; es kostete ihn offenbar Mühe, seinen Zorn über die Schandtät zu zügeln. Er führte seine Besucher in die Wohnstube, die er bereits hübsch eingerichtet hatte, ebenso wie die übrigen drei Räume, die zu dem Laden gehörten. Es war noch nicht alles bar bezahlt, aber er hatte Kredit.

„Sag' dich, Vater. Komm, hier ins Sofa.“ Schellbruch gehorchte wortlos. Grünau holte Papier und Füllfederhalter aus der Tasche und begann eifrig zu schreiben. Plötzlich erhob er den Kopf und sah den Alten scharf an.

„Ich habe bereits jemand im Verdacht“, sagte er. Schellbruch, der bebend zugehört hatte, wie sein Schwiegersohn und Vorgesetzter schrieb; Schellbruch, dessen Gemüt ewig, bei Tag und Nacht in Bewegung war: er sollte klar denken, entschlossen handeln können, nun ihm das Messer auf die Brust gesetzt wurde? . . . Er schwieg, die Augen halb geschlossen.

„Ich bin überzeugt, kein anderer als Schnabel ist der Täter“, ließ Grünau sich weiter vernehmen.

Auch jetzt rührte Schellbruch sich nicht. Sein Gesicht konnte nicht bleicher werden, als es gewesen war, seine Augen nicht trüber. Die beiden jungen Männer betrachteten ihn mit schmerzlicher Spannung.

„Wie denkst du über meinen Verdacht, Vater? . . . Traust du Schnabel ein solches Stück wohl zu?“

„Ich weiß nicht.“

„Hast du ihn nicht gesehen, als er den Stein warf?“

„Nein.“

„Überhaupt nichts bemerkt?“

Jetzt ging ein leises Zittern durch den gedrunghenen Körper; es war, als wehre sich etwas in ihm gegen den Versucher, der ihm eine Lüge zuflüsterte. Er wollte schon den Mund auf tun, vielleicht die festerramnelte Tür zu seinem Innern ein ganz klein wenig öffnen, einen flüchtigen Einblick gestatten in ein Chaos — da schlossen sich Mund und Herzensstammer ganz fest. Ein zitterndes Verlangen, ein übermächtiger Wunsch wurde erstickt, denn Grünau sagte:

„Ich muß dich darauf aufmerksam machen, Vater, daß dies eine dienstliche Angelegenheit ist. Du mußt alles sagen, was du weißt. — Also, du hast nichts gesehen und nichts bemerkt. Weißt du, wann Schnabel letzte Nacht nach Hause gekommen ist?“

„Nein.“ Es klang fast unhörbar. „Und bemerkt?“ fuhr er zögernd fort. „Mir ist so, als hätte ich, nachdem der Stein geworfen worden war, zwei Männer sich entfernen sehen.“

„Zwei?“ rief Grünau atemlos.

„Vemmel!“ brach es in heller Wut aus Hans Witts Munde.

„Das weiß ich nicht“, sagte Schellbruch angstvoll. „Ich will keinen Menschen verdächtigen; Namen habe ich nicht genannt.“

„Wie sahen die beiden aus?“ forschte Grünau, der sich wieder in der Gewalt hatte. „Groß? . . . Klein?“

„Das kann ich nicht sagen. Es war dunkel, und ich war zu aufgeregt.“

„Es ist gut, Vater“, beendete der Beamte das Verhör. Er sah, daß der Alte am Ende seiner Kraft war. Aber Grünau war bitter enttäuscht. Seine Absicht, Schellbruch zu bewegen, etwas über seine früheren Beziehungen zu Schnabel zu äußern, mußte er für heute fallen lassen.

Er reichte seinem Schwiegervater das Protokoll hin, das dieser langsam durchlas und dann endlich unterschrieb. Darauf stand er hastig auf; kein Zureden, doch noch etwas zu bleiben und eine kleine Erfrischung zu nehmen, konnte ihn halten.

„Was nun?“ sagte Hans Witt, als er mit Grünau allein war. „Ich werde aus der ganzen Geschichte nicht mehr flug.“

Grünau zuckte vielsagend die Achseln.

„Man muß sich in Geduld fassen“, wach er aus.

„Ja, und wer bezahlt mir meine Spiegelscheibe? . . . meine Torten, die ich nicht einmal verschicken kann?“ entgegnete der junge Meister mit dunkelrotem Gesicht. „Es war nichts versichert! . . . Das sag' ich dir: Wenn Vemmel mir in den Weg läuft, stehe ich für nichts!“

„Sei vorsichtig“, warnte Grünau. „Du kannst ihm gar nichts nachweisen.“

„Gut, dann soll er mich verklagen. Und dann soll er beweisen, daß er mit dieser Schandtät nichts zu tun hat.“

„Das sind zwei ganz verschiedene Dinge“, belehrte ihn Grünau. „Also keine übereilung, Hans, ich sag' dir's in deinem Interesse. Was die Polizei in dieser Sache tun kann, das wird sie tun; ich verspreche es dir.“ „Nun, dafür bezahlt man ja auch schließlich seine Steuern“, knurrte Hans Witt.

Grünau lachte flüchtig auf.

„Das alte Lied“, sagte er. „Aber ich verstehe deinen Ärger.“

Sie trennten sich an der Haustür. Grünau begab sich aufs Rathaus, um dem Polizeimeister einen kurzen Bericht über den nächtlichen Vorfall zu erstatten, darauf suchte er die Wirtschaft „Zu den drei Sternen“ auf. Er traf Anton Strunk allein an. Nicht zum ersten Male hatte er mit ihm zu tun, und daß der Wirt ihm nicht hold gesinnt war, wußte er mit Sicherheit.

„Kann ich Sie einen Augenblick in einer besonderen Angelegenheit sprechen, Herr Strunk?“

„Mit Vergnügen, Herr Grünau“, klang es über.

trieben höflich, fast höhnlich zurück. Was steht zu Diensten?

Grünau legte sich an einen der Tische.

„Schellbruchs Geselle — Schnabel heißt der Mann ja wohl — verkehrt häufig bei Ihnen, nicht wahr?“

„Bei mir verkehren viele Menschen, Herr Grünau. Soll ich sie einzeln aufzählen?“

„Im Augenblick interessiert mich nur Schnabel“, beantwortete der Beamte diesen Vorstoß gelassen.

„So . . . Mich interessiert er gar nicht.“

„Aber er verkehrt bei Ihnen.“

Anton Strunk ließ sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen. Er konnte es gleichgültig mit ansehen, wenn angetrunkene Gäste sich die Köpfe blutig schlugen; die Hauptsache war, daß er sein Geld bekam. Dieser Polizeibeamte aber brachte sein Blut in Wallung.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er nach einer Pause.

„Eine Auskunft über Schnabel, Herr Strunk.“

„Wenden Sie sich doch an Ihren Schwiegervater!“

„Herr Strunk, ich mach' Sie darauf aufmerksam, daß ich im Auftrage der Polizeibehörde hier weile“, sagte Grünau; „meine familiären Beziehungen zu dem Schuhmachermeister Schellbruch stehen hier nicht zur Erörterung und gehen Sie auch weiter nichts an. Wollen Sie mir die erbetene Auskunft geben oder nicht?“

Strunk maß ihn mit grimmigen Blicken.

„Es wird sich herausstellen, ob Sie Ihre dienstlichen Befugnisse nicht überschreiten; ich werde mich danach erkundigen, verlassen Sie sich darauf.“

„Versäumen Sie das nicht, Herr Strunk. — Also wollen Sie meine Frage hier beantworten, oder ziehen Sie es vor, amtlich vorgeladen zu werden?“

„Herr! . . .“ schrie der Wirt, ganz und gar aus der Fassung gebracht.

Grünau stand auf und griff zu seiner Mütze.

„Wegen einer solchen Lappalie soll ich vielleicht noch aufs Rathhaus laufen? . . .“ lenkte da plötzlich der Wirt ein. „Also ja: Schnabel — so heißt der Kerl ja wohl — kommt her zuweisen.“

„War er gestern Abend hier?“

„Warten Sie mal . . . Ja.“

„Allein?“

„Allein? . . . Nein, Lemke saß mit ihm zusammen.“

„Sind Sie zusammen fortgegangen?“

Der Wirt sah den Unerbittlichen mit unverhüllter Wut an.

„Sie können einem die Seele aus dem Leibe fragen!“

„Das Gastzimmer war voll. Wer achtete da auf den einzelnen? Ja, ich glaube, sie gingen zusammen fort.“ „Um welche Zeit?“

„Lieber Himmel! . . . Ist eigentlich ein Mord passiert? . . .“

„Gott sei Dank — nein. Also um welche Zeit, Herr Strunk entsinnen Sie sich dessen?“

„Vielleicht so um elf herum. — Ich trage es nicht ein, wann ein Gast kommt und wann er geht.“

Grünau stand in Gedanken. Also um elf Uhr! . . . Um zwei war der Stein geworfen worden. Was hatten Lemke und Schnabel in der Zwischenzeit gemacht? . . .

„Ich danke Ihnen, Herr Strunk“, beendete Grünau die Unterhaltung und ging, so freundlich grüßend, als sei nichts zwischen ihm und dem Wirt vorgefallen, davon.

Er ging nach Hause. Sein Inneres war stärker in Aufruhr, als er ahnen ließ. Diese Angelegenheit wuchs über einen Fenstereinwurf zu nachtschlafener Zeit weit hinaus; sie war vielmehr ein Auftakt zu Schlimmerem. Solange dieser Schnabel in der Stadt weilte, lag Unheil in der Luft. —

Grünau bewohnte bei einer Gerichtsbeamtenwitwe ein mäßig großes Zimmer nach der Gartenseite. Als er es betrat, sprang ihm ein Hund entgegen, ein junges Tier, dessen fast sprechende Augen die edle Abkunft verrieten.

„Gut, gut, mein Hündchen . . . So, nun tsch dich.“

Und gehorham, aber sichtlich enttäuscht schlich der vierbeinige Freund wieder auf sein Ziegenfell neben dem Waschtisch und ließ seinen Herrn in der Folge nicht eine Sekunde mehr aus den Augen.

Grünau setzte sich an den etwas altmodischen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände. Endlich seufzte er tief auf. Da fiel sein Blick auf einen Brief, der auf der Kante des Schreibtisches lag; er kam von seiner Mutter.

Er las ihn mit tiefster Teilnahme. Als er ihn wieder sinken ließ, hatte der düstere Zug in seinem Gesicht einem fast frohen Platz gemacht. Um nichts anderes drehte es sich in dem Brief als um ihre Schwiegertochter, Hermine Schellbruch.

Grünau malte sich oft die erste Begegnung zwischen seiner Mutter und seiner Braut aus. Er hatte seinen und Hermine's Besuch zu Weihnachten in Aussicht gestellt, und seitdem atmeten die mütterlichen Briefe ein fast zitterndes Verlangen.

Grünau brachte seiner Mutter eine an Schwärmerel grenzende Zuneigung entgegen. Oft genug dachte er an seine Jugend zurück, die eigentlich nur aus Entbehrungen bestanden hatte. Der Vater, ein Maurerpolier — war früh gestorben: ein Unfall in seinem Beruf hatte dem Leben des strebsamen Mannes ein plötzliches Ende gesetzt. Seine Witwe hatte sich mit vier Kindern dem Lebenskampf ausgeliefert gesehen. Zwei davon waren innerhalb drei Tagen der Diphtherie zum Opfer gefallen — als man das eine auf den Friedhof trug, war das andere zu Hause gestorben —; der älteste Sohn war früh auf Abwege gekommen und dann auf elende Art zugrunde gegangen. Der Frau, die selbst leidend war und der eine Bürde nach der anderen aufgeladen wurde, blieb nur noch der eine Sohn, auf den sie ihre ganze Hoffnung setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Spielen!

Von Hans Brand.

An einem Morgen im August des Jahres 1898 hielt es Joseph Stegmayer nicht mehr zu Hause. Noch am Tage zuvor hatte er seiner Mutter — wieder einmal — versprochen, daß er erst nach der Matura fortgehen werde. Wofür die Mutter, die froh war, wenn sie den nächsten Tag ihres Beieinanderseins erkämpft hatte und die Sorge für alle kommenden Tage Gott überlassen konnte, hinwiederum ihm das Gelöbniß gegeben hatte, daß sie nach bestandnem Examen ihn ohne Widerstand ziehen lassen und in seinen Voratz, zur Bühne zu gehen, einwilligen werde. Die Hand hatte Joseph Stegmayer — wieder einmal — der Mutter zur Befräftigung seines Versprechens gegeben. Vielmehr: auf ihr Drängen hin der Mutter geben müssen. Aber was sind Versprechungen, wenn man siebzehn Jahre alt ist und das Leben lodte.

Als Joseph Stegmayer um Mitternacht den „Faust“ zum zwölftenmal zu Ende gelesen hatte, stand es fest: morgen in der Frühe ging er. Auf den Beben schlich er sich zur Kommode der Mutter. Die — übermüdet von der täglichen Wäsche in einem der Herrschaftshäuser — schlief längst. Warum also, statt zu gehen, schleichen? fragte der Zielgewisse unwillig sich selber. Ohne ins Nebenzimmer zu lauschen, zog er hastig die oberste Schublade der Kommode heraus und entnahm ihr hundert Kronen. Obwohl Joseph Stegmayer seit Jahren Altheist war, machte er doch, als er die Scheine geborgen hatte, einen Pakt mit Gott. Nicht weil ihm das Geldes wegen das Gewissen schlug. Das gehörte sozusagen — als dem einzigen Kinde — ihm und nur ein wenig vorzeitig war es dem eigenen Besitzum entliehen. Wenn er aber mit dem morgigen Fortgehen eine Sünde auf sich lud, dann sollte Gott ihm ein Zeichen geben. Es lag bei dem Allwissenden, die Mutter vor unnötigen Schmerzen, ihn vor vermeidbarem Unrecht zu schützen. Falls — hierin bestand der Pakt — die Mutter bis zum Schulanfang das Geld vermiste, so wollte er zu Hause bleiben und es heimlich wie er es genommen hatte, wieder in die Schublade schmuggeln. Die Gebette, die in einemfort etwas verlegte, bald ihre Schürze, bald ihre Schlüssel, jetzt ihre Börse, dann ihre Bluse, würde die Schuld an dem unnötigen Suchen sich zuschieben, wenn sie das Geld an der alten Stelle wiederfand, und nie vermuten, daß inzwischen die Scheine fortgenommen waren; nun gar von ihm. Vermiste die Mutter aber das Geld bis zum Schulanfang nicht, so hieß das: es war ihr von Gott bestimmt, daß er morgen auf immer ginge. Als der Pakt geschlossen und mit Händesalfen bekräftigt war, legte Joseph Stegmayer sich ins Bett. In zwei Minuten schlief er.

Am nächsten Morgen suchte die Witwe Betty Stegmayer nach allem Möglichen und Unmöglichen; nur nicht

nach den hundert Kronen, die ihrem Jungen auf dem Herzen brannten. Somit war das Schicksal Joseph Stegmayers, der seiner Mutter als Einziger von sechs Söhnen geblieben, alle andern waren, gleich dem Vater, der schwach auf der Brust war, früh gestorben, unumstößlich entschieden. Er suchte gewissenhaft die Bücher zusammen, die von den Primanern an diesem Morgen in der Schule gebraucht wurden, nur den „Faust“ schmuggelte er als nicht erforderlich ein, gab der Mutter, wie allmorgendlich, wenn er ging, einen Kuß auf die Stirn, inniger, aber damit er sich nicht verirrt, kürzer als sonst, und ging. Nicht, wie die Mutter vermuten mußte, nach der Schule, sondern zum Thor seiner märkischen Vaterstadt hinaus, geradewegs nach Wien. Als er gegen Mittag an die Mark kam, wartete er seine Bücher in den Fluß. Nicht den „Faust“! Den behielt er als seine Bibel. Er ließ ihn auseinanderfallen; stach, wie daheim die Mutter oftmals bei ihrer Bibel tat, geschlossenen Auges hinein, und las aufschauend die vom Geschick herausgehobene Stelle:

Es möchte kein Hund so länger leben!

Drum hab' ich mich der Bühne ergeben.

So einlief Joseph Stegmayer seine Straße dahingugehen schien, immerfort ging jemand an seiner Seite. Kaiser und Könige, Schutte und Schleicher, Weiße und Wirrköpfe, erlauchte Geister und komische Käuze, Franz Moor, Richard III., Marinelli, Wurm, Ottomar, Jago, Faust, Mephisto schritten neben ihm auf und standen mit ihm auf du und du. Um möglichst viel von seinen hundert Kronen nach Wien zu bringen, schlief er in Scheunen, erbettelte er sein Essen bei Bauern und Bürgern. Nach vierzehn Tagen war er am Ziel.

Als Erstes kaufte Joseph Stegmayer in Wien eine Zeitung und tat, als er hineingesehen hätte, einen so lauten Freudenkrei, daß die Spaziergänger auf der Straße stehen blieben, kicherten, die Köpfe schüttelten, mit den Fingern nach ihm zeigten. Der Glückumbräute hörte, sah von dem allen nichts. Er sah nur eines, das, was die Zeitung ihm kündete: Burgtheater. Heute, 10. September: „Faust“ von J. W. Goethe. Faust: Adolf Sonnenthal Mephisto: Joseph Lewinski. So würde es sich also gleich am ersten Abend seines Wiener Aufenthalts entscheiden, wohin fortan sein Weg ging. Daheim hatte er bisher den „Faust“ und den „Mephisto“, den „Valentin“, den „Wagner“ dazu, gespielt. Ehe es Mitternacht war, wußte er, für welches Fach er bestimmt war. Und demgemäß auch, bei welchem der beiden Gefeierten er morgen in der Früh, als bei seinem zukünftigen Lehrer, anklopfen werde.

Als Erster stand Joseph Stegmayer an der Abendkasse des Burgtheaters. Als Erster sprang er die Treppe zum Olymp hinauf. Ohne Ende die Stunde des Wartens. Dann jedoch war das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Der eiserne Vorhang ging hoch. Wieder endloses Warten. Minute auf Minute, jede für den Fiebernden eine Ewigkeit, schlich dahin, ohne daß das Zeichen zum Beginn der Vorstellung erscholl. Schließlich faßte Joseph Stegmayer sich ein Herz und fragte seinen Nachbarn, wie viel es an der Zeit sei. Er hatte sich nicht getäuscht. Schon eine Viertelstunde war seit dem festgesetzten Anfang der Aufführung verstrichen. Noch wartete das Publikum geduldig. Wieder vergingen Sekunden auf Sekunden, Minuten auf Minuten, ohne das erlösende Glockenzeichen. Das Publikum fing an, unruhig zu werden. Endlich, nach abermals einer Viertelstunde, teilte sich der Vorhang. Kein Zeichen des Beginns. Das Licht blieb ungelöscht. Adolf Sonnenthal, als „Faust“ gekleidet, doch ohne das Samtbaret, ohne den angeklebten Bart seiner Rolle, trat hervor und verkündete der wartenden Menge mit schluchsender Stimme: am Nachmittag sei, wie nach der soeben eingetroffenen amtlichen Nachricht leider nicht mehr zu bezweifeln wäre, auf einem Spaziergang in Genß die edle Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin des erhabenen Monarchen, von einem Mordbuben, einem Anarchisten, getötet worden. Es bedürfte wohl keiner Worte, daß die Vorstellung des „Faust“ ausfallen müsse.

Niemand erhob sich. Kein Laut im ganzen Haus. Der Vorhang begann sich zu schließen. Da — in die Todesstille hinein von der Galerie herunter — ein Schrei: „Spielen! Ich will, daß man spielt! Spielen!! Spielen!!!“

Ein Schrei der Wut aus Hunderten aber Hunderten von Kehlen wurde diesem Singliraschrei zum Echo. Aber darüber hin klang es schriller, schauriger: „Spielen! Spielen!!!“ Hände griffen zu, Hände schlugen. Immer noch: „Spielen!! Spielen!!!“ Füße kamen den Händen zu Hilfe. „Spielen —!“ Dann war nichts mehr zu hören als das Geräusch der davonstreichenden Menge.

Am anderen Tage meldeten einige Zeitungen: Auf die von Sonnenthal verkündete Nachricht, daß der Anarchist Lucheni die edle Gattin des tiefgebeugten Monarchen erstochen habe, hätten die Zuschauer, von Entsetzen über das Mordbubenstück gepackt, das Burgtheater so fluchtartig verlassen, daß im Gedränge leider ein junger Mensch um-

gekommen sei, dessen Name nicht festzustellen gewesen wäre, da man in seinen Taschen als einziges den „Faust“ und die für einen Galeriebesucher nicht unbedeutliche Summe von 97 Kronen gefunden habe.

Alles hat daheim die Mutter begriffen: daß Joseph Stegmayer von ihr ging, daß er sein Versprechen brach, daß er Geld aus ihrer Kommode fortnahm. Eins aber besaß sie bis an das Ende ihrer Tage nicht: daß keine einzige Silbe ihres Jungen den Weg zu ihr zurückfand.

Die Dummste.

Von Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

Im Audienzsaal des Potsdamer Schlosses waren Damen versammelt. Nach langem Zögern hatte Friedrich der Große die Gnade erteilt, sie empfangen zu wollen, ein seltenes Ereignis, denn er hatte, „mit dem Frauenszimmer über nichts zu sprechen“ und so die kostbare Zeit zu vergeuden. Aber von den Damen trug jede etwas auf dem Herzen und die Zugelassenen saßen oder standen, mit ihren schönsten Toiletten angetan, erwartungsvoll im Saal. Der König hatte keine Eile, die Audienz zu eröffnen. Die Höflichkeit des Monarchen, pünktlich zu sein, war nur in militärischen Dingen sein Fall.

Ein Lächeln ging über Friedrichs ernst durchfurchtes Kabinett weit — wohlwollend möchte man sagen — und wer einen Blick in den Nebenraum erhaschte, sah die bekannte Gestalt des Königs, die Hände am Rücken, langsam auf- und abgehen.

Am preussischen Hof war das Zeremoniell zwar streng geregelt und jeder wußte so ziemlich Bescheid, wo er hingehörte, aber manchmal gab es eine ungelöste Rangfrage zwischen Zivil und Militär. So auch jetzt. Zwei ältere Exzellenzen warteten gespannt rechts und links der Tür, gewiß, sich den Vortritt der ersten Audienz streitig zu machen, die eine lang und rapselbürr, die andere von umfangreicher Belesenheit.

Nun stürzten sie gleichzeitig vor, jede drohend den Blick auf die andere gerichtet und bereit, sich mit Gewalt den Eingang zu bahnen. Doch sie sturten vor den forschenden Augen der Majestät und standen einander gegenüber wie zwei höfe Hunde aus Porzellan.

Einen Augenblick betrachtete der König belustigt das Spiel, dann ärgerte er sich, als es kein Ende nehmen wollte, und rief mit scharfer Stimme, daß alle erstickten: „Da plus tolle entrera la première“ — „Die Dummste soll als erste hereinkommen“. — Das wirkte wie ein Blitz, die beiden Exzellenzen hielten wie versteinert den Atem an und ein furchtbares Schweigen legte sich über den Saal.

Doch am Ende des Raumes, dort wo sich die jüngeren Frauen zusammendrängten und fürchteten, bei der schlechten Laune des Königs gar nicht mehr zu Wort zu kommen, erhob sich rasch ein hübsches, steriles Mädchen, trippelte anmutig auf seinen Stöckelschuhen durch das lange Zimmer, ging zwischen den versteinerten Exzellenzen durch die Tür, trat entschlossen in des Königs Kabinett und machte eine tiefe Reverenz.

„Wahrscheinlich bin ich die Dummste in dieser erlesenen Schar.“

Friedrich betrachtete sie erstaunt, schon halb belustigt!

Sie ist also die Dummste, Sie mag bleiben.“

Er winkte, die Flügeltür wurde geschlossen und Frau v. Rothagen hatte ihre Audienz.

„Und Sie wünschen?“

„Majestät“, begann sie, ein wenig schüchtern und leise beängstigt, aber ein wohlwollender Blick der großen Augen des Königs gab ihr Mut und, von Jugend an selbst beherrscht, legte sie ihr Anliegen in kurzen Worten dar: Ihr Mann, erzählte sie, der als Offizier in des Königs Dienst gern und tapfer stehe, sei entschlossen gewesen, im Herbst seinen Abschied einzureichen, aber nach Seiner Majestät jüngster Kabinettsorder sei dies den Offizieren bei strengster Strafe verboten, und da sie nicht klug genug sei, sich selbst zu raten, bitte sie den König, sich ihrer väterlich anzunehmen. „Majestät müssen entschuldigen, ich bin nun einmal die Dummste unter den Damen.“ Und wieder machte sie mit sauberhafter Anmut die große Reverenz.

Ein Nicken des Königs ermunterte sie, fortzufahren. „Mein Mann bliebe am liebsten Offizier und weiß auch nichts von meiner Demarche. Aber wir sind arm, und zwar sehr arm. Nun hat mir ein entfernter Oheim, ein Original in Thüringen, ein schönes großes Gut vermacht unter der Bedingung, daß mein Mann die Wirtschaft führt und den Dienst beim Regiment quittiert. Der Kinder wegen, Majestät...“

„Lasse Sie sich scheiden und heirate einen Krautjunker.“

„Ich liebe meinen Mann und er liebt mich.“

Das klang so einfach, so natürlich und herzenswarm, daß es den König eigenartig berührte. Er wußte, seine Offiziere und Kavaliere hätten darüber gelaßt. Ein unbekanntes Gefühl schlug mit starker Welle an seine Seele und er sagte ebenso einfach, doch ein wenig unsicher: „So, so.“

Geschied benutzte sie die kleine Pause, plauderte von den Kindern, ihrem Mann und dem Gut, flocht ein, daß der Rittmeister lieber den Ballast führe als die Landwirtschaft, und endete, sie wisse ja, daß alles töricht sei, was sie vorbringe, aber der König selbst trage Schuld an ihrem Geständnis, denn er habe nun einmal die Dummheit zu sich befohlen.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Flügeltür zu seinem Gesicht. Er nahm die Klingel zur Hand, zwei schrille Töne schlugen an ihr Silber.

Sie wollte erschrocken schweigen und trat einen Schritt zurück. Als aber der Sekretär erschien, vom Adjutanten gefolgt, sagte der König lakonisch: „Dem Rittmeister v. Rothbagen wird der erbetene Abschied bewilligt.“ Dann schnitt er den gerührten Dank mit den Worten ab: „Sie hat eine dumme Situation klug ausgeht.“ Das verdient Belohnung im Salon wie im Feld.“ Und zum Adjutanten gewendet, der steif an der Tür stand, fügte er hinzu: „Man soll mir eine Kröte bringen. — Die übrigen Damen ein andermal.“

Man kann sich die Gesichter im Saal vorstellen, als diese Botschaft verkündet wurde und die kleine Frau v. Rothbagen nach halbständiger Audienz durch die Reihe der Wartenden schritt.

Neue Bücher

„Deutsche Lyrik seit Goethes Tode bis auf unsere Tage.“ Ausgewählt von Maximilian Bern. 18. verbesserte Auflage. (Max Bessels Verlag, Berlin W. 15.) Die vorliegende bereits im 450. Tausend vorliegende Sammlung ist ein feinsinniges, mannigfaltiges Buch, das die reichen Schätze, die wir in unserer Dichtung besitzen, in geschmackvoller Auswahl zur Geltung kommen läßt. Bern hat das Schöne gesammelt, wo immer er es fand. Keine Richtung ist vernachlässigt; jeder Stimmung des reichen deutschen Innenlebens, die so oft so prächtigen Ausdruck in unserer Lyrik gefunden, ist Rechnung getragen. So ist eine Sammlung von hohem Werte zustande gekommen, die auf etwa 650 Seiten über tausend Gedichte bringt. Ein Buch für stille Stunden, ein Volksbuch im besten Sinne und als Geschenkbuch besonders zu empfehlen.

„Klara Viebig, Franzosenseit.“ — Engelhorn's Romanbibliothek. — (J. Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart.) Niemand war wohl berufener als die Klara Viebig, ein echtes Kind der Rheinlande, die aus der Bekehrung herauswachsenden tiefen seelischen Konflikte von innen heraus so zu gestalten, daß die Wahrheit und Naturnähe des Ganzen ans Herz greift. Ebenso wie Klara Viebig durch ihr echtes Künstlerum vor billiger Schwarz-weiß-Malerei bewahrt bleibt, erhebt sich ihre echte weibliche Menschlichkeit über den so bequemen und beschränkten Standpunkt einseitigen Hasses und einseitiger Liebe, und dies ist vielleicht das am höchsten zu Bewertende an diesem Buch, in dem die wichtige dramatische Gestaltungsarbeit der Dichterin wieder triumphiert.

„Das Handwörterbuch der Rechtswissenschaft.“ Die neue ensyklopädische Bearbeitung des gesamten deutschen Rechts, herausgegeben von Fr. Stier-Somlo und Alexander Eiser. (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin) vermittelt in alphabetisch geordneten Artikeln den Stoff der einzelnen Disziplinen der Rechtswissenschaft in einer wissenschaftlich tiefgreifenden, zugleich aber für jeden Ratuchenden, sei er Jurist oder Laie, leicht auffindbaren Form. Hier wird die Synthese des Rechts mehr betont, als es bei einer systematischen Gliederung des Rechtsstoffes möglich wäre. Die Artikel enthalten jeweils alles, was auf dem gesamtjuristischen Gebiet unter dem betreffenden Stichwort zu sagen ist. Da das Handwörterbuch auch Gelegenheit bietet, den stets im Flusse befindlichen Rechtsstoff nach seiner letzten Gestaltung in Gesetzgebung, Rechtsprechung, Verwaltung und Wissenschaft darzulegen, tritt ein Vorzug gegenüber einer systematischen Darstellung in Abhandlungen oder in Buchform hervor. Mehr als hundert der namhaftesten Juristen haben sich zur Mitarbeit an diesem Werke zusammengefunden. Das Werk erscheint in Lieferungen von 8 bis 10 Druckbogen und wird insgesamt 4 Bände von zusammen etwa 250 Druckbogen umfassen. Es wird Ende 1926 abgeschlossen vorliegen.

„Sherwood Anderson: „Der arme Weiße.“ Amerikanischer Roman, übertragen von Karl Verbs. (Zinsel-Verlag, Leipzig.) Es sind wenig Bücher, die dem Europäer

ein so klares Bild von amerikanischen Verhältnissen und Menschen geben, wie das vom „Armen Weißen“. Der Held wächst als ein träumerischer, unbrauchbarer Jüngling in einer kleinen Landstadt auf, die über Nacht vom brutalsten Industrialismus erobert wird; dieser richtet solche Erschütterungen an, daß sie sich vollkommen verändert. Die Menschen empfangen die neue Lebensform wie eine Seilschaft, ein Taumel ergreift sie, und getragen von dem allgemeinen Schwung und Aufschwung des Geistes wird der „Arme Weiße“ (Schimpfname der Neger in den Südstaaten für die arme weiße Bevölkerung) zum großen Erfinder. Zwar macht sich in aller Kühnheit der Geist geltend, der Brücken über Flüsse baut, Tunnel bohrt und Maschinen erfindet, aber er umflüht auch die Gemüter wie mit einer eisernen Flugschar, und manche zarte Blume geht dabei zugrunde. Der „Arme Weiße“ durchhaut bald die Natur des vermeintlichen Fortschrittes. Gerade diese Wendung läßt uns in Tiefen der amerikanischen Seele blicken, in die wir sonst so leicht keinen Einblick bekommen. Sherwood Anderson wurde in Ohio in Mittelamerika geboren. Der begabte Knabe verläßt früh das Elternhaus und begibt sich auf eine jahrelange, schreibbar ganz ziellose Wanderschaft. Zehn Jahre dauerte es, bis seine Bücher, auf die man in einem kleinen Literatentreife sehr bald aufmerksam wurde, in weitere Kreise drangen. Heute ist er der gelehrteste amerikanische Romanschriftsteller.

„Der Weg der Reparation.“ Von Versailles über den Dawesplan zum Ziel. Von Carl Bergmann, Staatssekretär a. D. (Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag, Frankfurt a. M.) Der ehemalige Staatssekretär Carl Bergmann hat soeben ein Werk erscheinen lassen, das die Reparationsfrage von Versailles bis zum Dawesplan behandelt und einen Ausblick auf die endgültige Lösung des Problems gibt. Es ist das erste Mal, daß die Geschichte der Reparation im Zusammenhang dargestellt wird. Erst diese Schilderung gibt der Öffentlichkeit eine Vorstellung davon, wie sich die zahlreichen Konferenzen und Verhandlungen, an denen der Verfasser selbst auf deutscher Seite in erster Linie beteiligt war, tatsächlich abgespielt haben. Der Verfasser ist wie alle sachlich denkenden und objektiv empfindenden Kenner der Auffassung, daß der Dawesplan zwar eine Grundlage für die endgültige Regelung bilden kann, in sich selbst aber noch keine eigentliche Lösung darstellt. Nur die Bahn, in der eine solche endgültige Auseinandersetzung sich vollziehen muß, ist durch den Dawesplan in gewisser Art vorgezeichnet. So weist Bergmann überzeugend nach, daß die Erfahrungen mit dem Transfer in den kommenden Jahren dazu führen werden, die Bestimmungen des Dawesplanes mit den deutschen Zahlungsmöglichkeiten in Einklang zu bringen. Das Buch unterrichtet alle diejenigen, denen das Wort Reparation bisher nur ein Schlagwort war, über den ganzen Umfang, die Tragweite und die Bedeutung der mit der Reparation zusammenhängenden Fragen.

„Das neue Aufwertungsrecht“ einschließlich der Ablösung der öffentlichen Anleihen unter Berücksichtigung der Durchführungsverordnung vom 29. November 1925, gemeinverständlich dargestellt von Dr. W. Kademacher und Dr. A. Philipp. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. (Verlag Georg Stilke, Berlin NW. 7.) Die beiden Verfasser des Buches waren vom Anfang an Mitwirkende an der Neuordnung des Aufwertungsrechts und sind daher besonders Kenner desselben und an der Entstehung hervorragend beteiligt. Es wurden deshalb in diesem klar und leicht verständlich geschriebenen Buche besonders die Bedürfnisse der Praxis berücksichtigt. Eine zweckmäßige Tabelle und Formulare heben die Fristen und Anmeldungen besonders hervor, und ein sehr übersichtliches Sachregister erleichtert die Handhabung des Buches.

„Oster-Bilderbücher.“ Gute alte Überlieferung legt den Kindern zum Osterfest ein Bilderbuch ins Nest. „Der Osterhase“, ein Bilderbuchmärchen von Karl Reitner-Hedert mit Bildern von Fritz Baumgarten ist ein Osterbilderbuch, das wir empfehlen können. Es ist in dem bekannten Verlag von J. B. Schreiber in Ehlingen a. N. und München erschienen. — Auch das im gleichen Verlag erschienene Büchlein „Vom Osterhasen“ ist eine schöne, preiswerte Gabe.

„Kommt herbei, suchen wir das Ostereier!“ herausgegeben von Karl Hobreder, mit Bildern von Helmut Starbina. „Die Ostereier sind's!“ von Robert Reinick, mit Bildern von Ulla von Both. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. N.) Der zarte Dufthauch des Frühlings- und Osterfestes liegt in diesen beiden Büchlein. Es ist der erste schönste Teil der Jahreszeiteninszenie vom kindlichen Standpunkt aus gesehen, den diese beiden schönen funkturbunten Revorellos zeigen.